

Zweiter Teil der Sendung „Salzburger Nachtstudio“ vom 21.10.2015 auf Radio Österreich 1

Unabhängig von diesen Diskussionen hatten sich die bestehenden Museen in Österreich verändert und auch die Ansichten darüber, was eine Ausstellung leisten soll, bemerkt **Heidemarie Uhl**. Sie ist Historikerin am Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Akademie der Wissenschaften und gehört dem Beirat des Hauses der Geschichte Österreich an.

„Wenn wir in die 70-er Jahre schauen, dann waren das doch verschlafene Orte, die nur ein Spezialpublikum interessiert haben. Wenn wir gerade an Wien denken, dann sind ja die historischen Großausstellungen etwas, das erst in den 80-er Jahren mit diesen neuen attraktiven Darstellungsformen kommt. Also „Traum und Wirklichkeit“ 1985 war ja DAS Ereignis in den 80-er Jahren, was die Museums- und Ausstellungsgeschichte betrifft. Hier wurde ganz neu erzählt. Man kann sagen, diese Ausstellung, die ja auf dem Entwurf von Carl Schorske beruht, hat eigentlich eine neue Wien-Identität erfunden und kommuniziert.“

Die frühen 80-er Jahre waren die Zeit der großen Nationalausstellungen, wie jene über Maria Theresia und Josef II, 1980 in Schönbrunn und Melk oder etwas früher noch die Stauffer-Ausstellung in Deutschland. Das befeuerte das Interesse an Geschichte enorm, erinnert sich **Heidemarie Uhl**.

„Geschichte war ja etwas, was in den 70-er Jahren gesellschaftlich überhaupt kein Thema war. Es gab in einigen Lehrplänen, Unterrichtskonzepten in Deutschland die Idee, Geschichteunterricht durch Sozialkunde zu ersetzen, weil man die Geschichte als obsolet gesehen hat. Die Zukunft zählt, der Fortschritt zählt. Die Weltraumfahrt ist das neue gewissermaßen visuelle Icon. Und gerade diese Großausstellungen und der Erfolg, den sie hatten – es waren ja Hunderttausende Besucher und Besucherinnen – das war ein Indikator, dass Vergangenheit plötzlich wieder wichtig wird. In der gleichen Zeit entstehen ja auch die ersten wissenschaftlichen Werke, die Begriffe wie „Tradition“ und „Gedächtnis“ im Titel führen, also „The Invention of Tradition“ von [Eric Hobsbawn](#) 1984, im selben Jahr der erste Band der „Les Lieux de mémoire“ von [Pierre Nora](#) ; von [Jan Assmann](#) „Das kulturelle Gedächtnis.“, also die theoretische Reflexion und so etwas wie ein gesellschaftliches Bedürfnis, das sich gerade an den

Besucherzahlen dieser Ausstellungen zeigt, das lässt sich sehr gut in der ersten Hälfte Mitte der 1980-er Jahre lokalisieren. Und was dann noch dazu kommt, als große neue Bewegung einer generation of memory, ist natürlich, könnte man sagen, die Wiederentdeckung der Zeit des Nationalsozialismus.“

Die Betrachtung der Geschichte einzelner Nationen geriet dagegen ins Hintertreffen und gilt bei vielen Geschichtswissenschaftlern heute als alter Hut. Nicht so **Michael Hochedlinger**, der unter anderem Spezialist für das 18. Jahrhundert ist.

„Uns Heutigen erscheint die Nation vielleicht als ein abgelebter Traditionsbestand, aber wenn Sie in die Geschichte blicken, war das natürlich vor 50, 60 Jahren ganz anders und ich kann natürlich nicht unsere heutigen Wertvorstellungen 1:1 in die Vergangenheit projizieren, das machen viele Historiker gegenwärtig zum Teil recht ungeniert, aber natürlich, wenn Sie sich mit dem 19. Jahrhundert, als der Hochzeit des Nationalismus beschäftigen, wie wollen Sie davon „Nation“ abstrahieren. Ich glaube, das Grundproblem der historischen Betrachtung in unseren Breiten ist, dass mit dem Nationalsozialismus und dann mit dem Ansturm der Achtundsechziger gegen die Reste der Tradition diese Wertkategorien, alte überkommene Bilder und Traditionen weggespült wurden. Sie stehen uns nicht mehr unbelastet zur Verfügung und wir haben daher große Schwierigkeiten, zurückliegende Zeitepochen aus sich selbst aus zu verstehen, wie es der Historismus wollte und das macht ein grundsätzliches Problem und das halte ich eigentlich für den Kardinalfehler heutiger Historiker, dass sie sehr oft nicht mehr in der Lage sind, zu versuchen, eine Zeit vor ihrem Hintergrund zu verstehen, sondern vielmehr versuchen, ihre eigenen Wertvorstellungen, ihre eigenen Moralmaßstäbe auf vergangenes Geschehen aufzubringen, und das kann nicht funktionieren.“

Geschichte, so fürchtet, der Archivar, müsse mittlerweile vor allem für Negativbilder herhalten.

„Die große Gefahr ist, dass wir Geschichte nicht aus sich selbst heraus verstehen, sondern versuchen, sie als Negativfolie zu betrachten, wie schlecht alles war. Denn von „der guten alten Zeit“ spricht ja heute gar niemand mehr, das ist ja alles in schwarzes Licht getaucht. Alles kommt aus der NS-Zeit, aus der

Werteapokalypse der NS-Zeit. Wir haben kein unbefangenes Verhältnis mehr zu unserer Vergangenheit, und zwar natürlich nicht nur zur NS-Zeit nicht, sondern zur Vergangenheit an sich nicht. Und das fällt einem besonders dann auf, wenn man unser Verhältnis zur Geschichte mit dem Geschichtsbild oder der Geschichtsbetrachtung in Ländern vergleicht, die diese Werteapokalypse und diese Stunde Null 1945 nicht kennen. Ich denke besonders an Großbritannien. Die haben ein sehr traditionalistisches und für unsere Verhältnisse fast altertümliches Verhältnis zur Geschichte. Von denen könnte man teilweise etwas lernen. Natürlich können wir ihre Unbefangenheit nicht vollständig übernehmen, wir haben nicht diese im Wesentlichen positive Geschichte, sondern wir haben eben diesen tiefen Einbruch, und so wie die Russen z.B. wollen wir es nicht machen. Denen wird ja vorgeworfen, dass sie ihre verbrecherische oder teilweise verbrecherische Vergangenheit nicht sehen wollen. Aber etwas auch aus anderen Geschichtstraditionen sich abzuschauen, das wäre vielleicht nicht das Allerschlechteste.“

Ob positiv oder negativ, in Österreich sei der Effekt eines sogenannten nationalen Narrativs längst verweht, meint **Manfred Rauchensteiner**.

„Wir haben unsere Identität verloren und das was in den Achtziger und Neunziger Jahren vielleicht noch überbordend gewesen ist, nämlich dieses Selbstbewusstsein der Österreicher, das ist mittlerweile etwas, was schon deshalb wieder gefördert gehört, weil es droht verschüttet zu werden. Und der Vorwurf an die Politik kann nur der sein, dass sie eben etwas, was sie eben ambitioniert angegangen ist, vielleicht auch aus einer gewissen politischen Überlegung heraus angegangen ist, dann nicht durchgezogen hat und dass auch so selbstverständliche Projekte wie eine Staatsvertragsausstellung 2005 ernsthaft gefährdet gewesen sind und nur durch Privatinitiativen dann gerettet werden konnten. So etwas darf eigentlich nicht passieren.“

Die Folge: Wien hat heute ein Museumsdefizit, eine Leerstelle, ortet **Heidemarie Uhl**. Andererseits stecke darin, dass Österreich erst jetzt ein Haus der Geschichte bekommt, 30 Jahre nach großen vergleichbaren Museen, etwa in Deutschland, auch eine Chance, meint sie, weil sich das Rad der Wissenschaft weitergedreht hat.

„Das Schlagwort ist „cultural turn“, also die kulturwissenschaftliche Wende und das ist, man könnte sagen, eine paradoxe Gegenläufigkeit, dass einerseits ganz Europa und darüber hinaus eine Topographie neuer Museen, neuer historischer Museen, neuer Gedenkstätten entsteht, dass zur gleichen Zeit in den Sozialkundewissenschaften die Frage der Darstellbarkeit von Wirklichkeit, und vor allem auch von vergangener Wirklichkeit eigentlich stark in Zweifel gezogen wird. Also man könnte es auf den Punkt bringen: Vergangenheit ist eigentlich nicht darstellbar. Wir können immer nur quasi Momentaufnahmen aus dem Gegenwartspunkt erkennen. Zugleich gibt es dann auch ein immer größeres Bedürfnis nach Wissen, nach Orientierungswissen, nach Räumen der Erfahrung, in denen Vergangenheit gewissermaßen erfahren werden kann. Und insofern kann man sagen, das Haus der Geschichte Österreich kann, man könnte vielleicht sogar sagen, soll ein Museum, ein Ort werden, der in einer Art von postnationalem oder postidentitätsstiftendem Museum in einer reflexiven Weise mit Identitäten umgeht. Das heißt ein Ort, der zugleich immer zeigt, wie stellen wir Geschichte dar? Wie werden Geschichtsbilder gemacht? Ein Ort, der auch Raum für Experimente, der Raum für unterschiedliche Gesellschaftsgruppen bietet, hier gewissermaßen auch sichtbar zu werden, eine Stimme zu haben, also Vielstimmigkeit, Vielsprachigkeit, das ist eins der ganz zentralen Anliegen des Hauses der Geschichte Österreich. „

Nun gut, dann also kritische Auseinandersetzung mit Geschichte und Gesellschaft, aber wie stellt man so etwas in einem Museum aus? **Manfred Rauchensteiner** hat Zweifel.

„Ein Diskurs, das ist schon interessant; nur Objekte diskutieren sehr schwer. Man kann daher wohl in den Texten unterschiedliche Standpunkte in irgendeiner Weise zum Ausdruck bringen, aber wahrscheinlich wird nur ein Teil der Besucher dem regelrecht folgen können. Das ist wahrscheinlich auch etwas, was man viel zu wenig bedenkt, dass eine Ausstellung, dass ein Museum nur ein bestimmtes Maß an Schriftlichkeit verträgt. Damit meine ich jetzt nicht, dass man dort keine Dokumente zeigt, Dokumente sind Objekte in dem Zusammenhang, aber wenn das jetzt erläutert wird, dann ist die Bereitschaft zu lesen eine abnehmende. Am Anfang lesen die Besucher mit relativ großer Aufmerksamkeit, dann gehen sie immer schneller durch und man bekommt das Gefühl, dass das, was dann später geschrieben ist, nicht recht

gewürdigt worden ist. Die Menge der Schriftlichkeit ist allerdings erstaunlich. Ich drücke es einmal versuchsweise in Quadratmetern aus. Wenn wir eine Ausstellungsfläche, na sagen wir einmal, von 700 m² nehmen, die gestaltet sind, wo entsprechende Vitrinen zur Aufstellung gelangt sind, die auch gut befüllt sind, und wir uns dann die Menge der Schriftlichkeit dazu denken, dann kommen wir auf ungefähr einhundert Seiten Text. Und jetzt denken wir uns auch noch Minuten dazu. Ich lese ja an einer Seite 3 Minuten – unter guten Umständen, und bei 100 Seiten habe ich 300 Minuten, also 5 Stunden, zu lesen. Das überfordert jeden Besucher.“

Trotzdem, gerade Kontroversen und Streitpunkte unter Historikern gehörten auch in einem Museum dargestellt, meint **Ernst Bruckmüller**, denn

„Selbstverständlich, einheitliche Geschichtsbilder, die von oben verordnet werden, das sollte Vergangenheit sein. Auch einheitliche Geschichtsbilder, die sozusagen so unter der Decke irgendwie aufgedrängt werden, sollten auch der Vergangenheit angehören. Es ist ja so, dass die Darstellung von Geschichte in der Umsetzung in Ausstellungen und Museen relativ undifferenzierter ist als im Buch. Ein Buch ist ein differenziertes Medium. Sprache und Schrift sind sehr differenziert. Man kann viele Unterscheidungen einbauen. Ein Museum, eine Ausstellung sind dem gegenüber relativ primitive Medien. Sie arbeiten mit Bildern. Das ist so, wie wenn man auf die Bilderschrift zurückfällt. Wenn man auf Bilder zurückfällt, ist das immer ein Prozess der Entdifferenzierung. Also man kann mit Bildern nicht so genau argumentieren wie mit Sprache und Schrift. Das heißt aber, man vermittelt fast notwendig einseitige Bilder und dann wäre meine Idee, dass man diese einseitigen Bilder auch klar auf die Bühne bringt als solche und gleich auch die Gegenbilder auf die Bühne stellt. Natürlich gibt es keine wirkliche ideologische Neutralität in der Forscherpersönlichkeit. Das ist schon klar. Aber es gibt seit [Ranke](#) den Auftrag wenigstens einigermaßen objektiv zu sein und es gibt die Möglichkeit, sich selber distanziert gegenüberzutreten und auch seinen eigenen Ideologien und Vorurteilen. Meiner Meinung nach hat jeder Mensch, der nach einem akademischen Studium dieselben Vorurteile hat wie vorher, das Ziel dieses akademischen Studiums sowieso verfehlt. Das heißt: wem es nicht gelungen ist, durch die Beschäftigung mit Wissenschaft auch das eigenen Packl an Vorurteilen in Frage zu stellen, der hat sowieso umsonst die Universität besucht. Daher meine ich dass man den

Wissenschaftlern in gewisser Weise durchaus vertrauen kann, - hoffe ich wenigstens.“

Die Hoffnung eines Idealisten. Bleibt noch die Frage, was denn in dem Haus der Geschichte Österreich überhaupt zu sehen sein und woher es kommen soll. Eine eigene Sammlung müsse auf jeden Fall aufgebaut werden, meint **Ernst Bruckmüller**.

„Ein Haus der Geschichte tritt in Leihverkehr mit anderen Häusern, mit Museen aller Art, und da kann man nicht nichts anbieten. Also wenn ich eine Ausstellung mache und von irgendjemandem etwas möchte, dann möchte derjenige, von dem ich etwas möchte, auch irgendwann einmal etwas von mir. Dann muss ich etwas haben.“

Tauschen ist also wichtig, bemerkt auch **Heidemarie Uhl**

„Es wird sicher viel mit Leihgaben gearbeitet werden. Es gibt auch Museen, die gänzlich ohne Objekte arbeiten. Ganz programmatisch. Also das Objekt selber ist natürlich das, was man sich im Museum erwartet, aber, wie gesagt, es gibt durchaus viele ganz neue Museen, die mit animierten Bildern arbeiten, die mit Rekonstruktionen arbeiten und so weiter und so fort. Was zu sehen sein soll, das ist nicht die Sache der Historikerinnen und Historiker, sondern – das ist auch eine Erkenntnis, die ganz wichtig ist – **Ausstellungen werden von Kuratorinnen und Kuratoren gemacht**. Was die Historikerinnen und Historiker gewissermaßen beitragen, das ist, dass sie mögliche Objektvorschläge machen, dass sie den historischen Content aufarbeiten, dass sie Quellenvorschläge zur Verfügung stellen, aber jede Ausstellung ist eine Zusammenarbeit von kuratorischem Team und wissenschaftlichem Team. Und das was gezeigt wird, das werden uns vor allem die Kuratorinnen und Kuratoren sagen, denn sie sind am Puls der Zeit, was museale Darstellung betrifft.“

Einer, der sowohl forschender Historiker als auch Ausstellungsmacher ist, ist **Peter Fritz**, allerdings nicht im Haus der Geschichte Österreich, sondern als Standortleiter auf der Schallaburg in Niederösterreich und im kommenden Haus der niederösterreichischen Geschichte. Der Zeitplan des Projekts in Wien, binnen 3 Jahren eine Schau aus dem Boden zu stampfen, scheint ihm nicht zu ambitioniert.

„Es fürchten sich dann, überspitzt formuliert, jene Personen, die selbst die Ausstellung dann eh nicht machen. Ich kann dazu nur sagen: nur Mut, in zwei bis drei Jahren muss sich so ein Projekt einer Großausstellung jedenfalls ausgehen. Das Wichtigste bei solchen Projekten ist es, dass wir immer wieder auch das Selbstverständnis schärfen. In welcher Rolle ist diese Person in dieses Projekt eingebunden? Und überall dort, wo es uns gelingt bei Ausstellungen klar zu machen, dass Kuratoren kuratieren und Wissenschaftler Wissenschaft machen, dort gibt es gelungene Projekte. Überall dort, wo diese klare Rollenaufteilung nicht funktioniert, ist es bis zur Ausstellungseröffnung für alle Beteiligten ein Horror und nachher meistens auch.“

Horror darf eine Ausstellung vor allem für eine Personengruppe nicht werden, nämlich die wichtigste: für die Besucherinnen und Besucher, weiß **Manfred Rauchensteiner**. Besonders für jene jugendliche Zielgruppe, die kollektiv hineingeführt wird, und sich die Frage stellt:

„Wos brauch' ich das? Was kratzt mich das? Warum soll ich mich unbedingt dafür interessieren? Wenn Sie sich eine Schulklasse vorstellen, die zu einer Ausstellung kommt, in ein Museum geht, dann ist das nicht eine Gruppe von hochmotivierten grenzenlos interessierten jungen Leuten, sondern das sind junge Leute, die sehr, sehr müde sind und sich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit hinsetzen. Dann sind sie sehr hungrig und dann sind sie sehr durstig, und mit denen gilt es ins Museum zu gehen und sie innerhalb von 5, bis maximal 10 Minuten so zu interessieren und so zu fesseln, dass sie vergessen, dass sie müde sind und hungrig und durstig. Wenn das gelingt, dann ist das Museum gut, und dann haben jene, die auch die Führung in einer derartigen Sammlung in einem solchem Museum machen und die sich mit den jungen Leuten beschäftigen, dann haben die ihr Ziel erreicht und dann können sie alle miteinander glücklich sein.“

Man kann es aber auch übertreiben, warnt Archivar **Michael Hochedlinger**, der vor allem eine Art der Ausstellung schmerzlich wahrnimmt:

„Die ja dann oft sehr ähnlich einer Plunderstube daherkommt. Die sind zwar perfekt ausgeleuchtet von Fachleuten, aber aus 10 Objekten ergibt sich für mich kein historischer Zusammenhang und ich glaube für den Laien noch weniger als für mich. Museen sind ja

heutzutage eher mehr Teil der Eventgesellschaft. Es geht um Besucherzahlen, es geht um das Wirtschaftliche, und das Vermitteln von Geschichte ist nun einmal sehr schwierig. Und ich denke der Grundfehler liegt darin, dass historische Museen sich selbst quasi als Kunstmuseen sehen. Sie wollen das Objekt für sich sprechen lassen, sie bemühen sich nicht um Didaktik, um Erläuterung der Zusammenhänge. Das ist ja die eigentliche Aufgabe einer historischen Ausstellung und eines historischen Museums. Das wird grob vernachlässigt, meinem Eindruck nach, von historischen Ausstellungen und das kommt daher auch nicht beim Publikum an. Historische Ausstellungen wie Kunstausstellungen, das funktioniert nicht.“

Derlei museologische Feinheiten kümmern **Oliver Rathkolb** derzeit wohl noch eher weniger. Er denkt vor allem einmal darüber nach, wer die Zielgruppen des HGÖ ab 2018 sein werden.

„Wenn Sie einen Blick in die Schulstatistiken machen und sich die Prozentsätze nicht nur in Wien, sondern in ganz Österreich, von Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund ansehen, um diesen schrecklichen Begriff hier aus der Statistik zu gebrauchen, dann ist klar, dass es auch notwendig ist, sozusagen dieses historisch-kulturelle Wissen noch einmal neu zu thematisieren, ja, weil es nicht Teil, sozusagen, des Familiengedächtnisses ist und des kulturellen Gedächtnisses und vielen Menschen, die inzwischen in Österreich leben, beziehungsweise in der Zukunft leben werden. Da sehe ich überhaupt die zentrale, wichtige Funktion in der Gegenwart.“

3000 m² Ausstellungsfläche sind nicht wirklich viel, aber es soll auch noch ein geplanter Aufbau am Dach des Äußeren Burgtors genutzt werden, und vor allem der Balkon, jener berühmt-berüchtigte Balkon, der viel mehr ist als der Auftrittsort Adolf Hitlers in den Tagen des sogenannten Anschlusses am 15. März 1938.

„Der Balkon ist, wenn sie so wollen, unser globales Alleinstellungsmerkmal. Das realisieren wir ja gar nicht so in Österreich, dass wenn es um dem Heldenplatz geht, dann sind die Bilder von 1938 mit Adolf Hitler auf den scheinbar kleinen Balkon reduziert. Wenn man selbst auf diese Terrasse, die ja bis heute gesperrt und verhängt ist, hinausgeht, ist es eine über 230 m² große prächtige Terrasse mit einem der schönsten Blicke über

Wien, also über die beiden großen Museen , Kunst- und Naturhistorisches Museum, Palais Epstein, Parlament , Rathaus, Universität, Burgtheater, Kanzleramt und Hofburg und dann sozusagen der wichtige, meiner Meinung nach demokratiehistorische Blick vom Balkon direkt auf und in das Parlament hinein. Da entsteht, wenn sie wollen, auch eine völlig neue Interaktionsachse, eine Demokratieachse, da geht's nicht darum im Parlament, wie es manchmal kolportiert wird, ein Renner-Museum zu eröffnen, sondern da geht es darum diese komplexe, sehr schwierige Entwicklung der Demokratie, der parlamentarischen Demokratie in Österreich zu präsentieren, zu hinterfragen und auch in die Gegenwartsdebatten zu bringen, also sich die Umfragen, die ich auch vor kurzem wieder wiederholt habe zum Thema Autoritarismus ansehen, die ständige Suche nach einem starken Mann, das ist deutlich im Steigen begriffen, wird aufgrund der aktuellen sozialen, ökonomischen, politischen Probleme weiter steigen, also glaube ich, da ist es ganz gut, wenn man einen klaren historischen Blick in die Entwicklung unserer parlamentarischen Demokratie bekommt, und der Balkon ist eben mehr als das Jahr '38. Man hat das 19. Jahrhundert., also die Napoleonischen Kriege genau so im Visier wie große Massenveranstaltungen in der Zwischenkriegszeit bis hin zur Papstmesse, dann in der jüngsten Vergangenheit über das Lichtermeer oder [Elie Wiesel](#) am Balkon. Also das sind auch die Dinge, die wir erreichen wollen. Wir sind Historiker, wir gehen nicht nach irgendwelchen Moden oder publicity gags, uns geht es darum, diesen Balkon und seine Geschichte, und vor allem auch die Geschichte des Platzes in die Geschichte dieses Raumes im 19. , 20. Jahrhundert einzubinden, und das ist auch, glaube ich, die Herausforderung dann für die Kuratierung.“

Heraus kommt also, dass der gesamte Heldenplatz also eine Mischform aus Gedenkstätte und Museum werden könnte.

Für den emeritierten Professor für österreichische Geschichte und Spezialisten für Wien und Niederösterreich im 19. Jahrhundert, **Wolfgang Häusler**, ist der Standort Hofburg vor allem als Schauplatz revolutionärer Prozesse der Jahre 1848 und 49 ein besonderer Gedächtnisort des demokratischen Österreich.

„Oft wird übersehen, dass am Corps de Logis der Neuen Hofburg ein Relief hoch oben angebracht ist, das die Verfassung darstellt, die Staatsverfassung. Man sieht dort außer einem Genius mit

Krone, mit der Kette des Goldenen Vlieses auch Symbole, was noch kaum jemandem aufgefallen ist, des Wahlrechts, also Putten sind zugange mit einer Urne. Man sieht sogar, und das ist höchst bemerkenswert, den Rückenakt eines Arbeiters, also eines muskulösen Arbeiters. Das ist insgesamt schon eine Anspielung auf das Allgemeine Wahlrecht, das ja um die Jahrhundertwende damals eingeführt worden ist und auch die Sozialdemokratie am politischen Prozess beteiligte. Und dieses Relief schaut hinüber über den Volksgarten zum Parlament, wo ja Franz Josef dargestellt ist, wie er seinen Völkern die Verfassung verleiht, und insgesamt auch schaut das zum bürgerlichen Aspekt der Wiener Ringstraße, das heißt der Komplex Rathaus, Hofburgtheater und Universität. Diese Demokratie, die so schwierig und in einem so langwierigen Prozess durchgesetzt worden ist, war eben die Alternative zum Absolutismus und in diesem Sinne sollte das Haus der Geschichte ein Haus der Demokratie sein, nicht als eine pflichtgemäße Staatsbürgerkunde, nicht oberflächliches Prinzip eines politischen Bildungsanhangs des Geschichtsunterrichtes sondern es sollte dieses Kaiserforum, wie es ja ursprünglich geplant worden ist, ein Forum der Demokratie als ein zur Zukunft offener Prozess sein.“

So erratisch der Heldenplatz daliegt, so beweglich muss das Museum sein. Einige Beiräte, wie **Ernst Bruckmüller** meinen, dass man die Dauerausstellung mindestens alle 10 Jahre überarbeiten wird müssen.

„Ich bin auch der Meinung, dass man so eine Dauerausstellung nicht ewig stehen lassen kann, ich glaube sogar dass sie nach fünf Jahren schon ein bisschen angestaubt sein wird. Man muss das immer wieder erneuern, auch mit neuen Aspekten, neuen Inhalten auffüllen „

Das kostet Geld. Kosten von 27,8 Millionen EUR werden kolportiert. **Oliver Rathkolb** hofft, den Zeitplan einhalten zu können:

„Die Nationalbibliothek, die ja die zentrale Trägerorganisation unter der Generaldirektorin Rachinger für dieses Institut sein wird, das also eben als Haus der Geschichte Österreich mit einem eigenen unabhängigen Direktor, eigenem Budget, eigenem Publikumsbeirat, eigenem wissenschaftlichen Beirat auch abgesichert werden wird, auch gegen die Begehrlichkeiten und

Angriffe von Politik und diversen Lobbys. Das muss noch heuer passieren die Bundesmuseengesetz-Änderung und auch das Budget muss zur Verfügung stehen. Das heißt, wenn bis März nächsten Jahres nicht Direktion, Kuratoren und Vermittlungs-, Aktions- und Kommunikationsteam steht, dann hält natürlich der 12. November 2018 nicht. Aber momentan zeigt sich eigentlich, soweit ich das einschätze, dass dieses Ziel durchaus erreichbar ist, und wenn es am 12. November 2018 eine tolle Sonderausstellung, eine tolle Interaktion auf der Terrasse Richtung Heldenplatz gibt oder wir vielleicht sogar schon am 12. März 2018 etwas Spannendes zum Jahrestag des Anschlusses hier am Heldenplatz machen - ich glaube dann haben wir mehr getan als Viele von uns eigentlich je geträumt haben.“

Sie hörten „Wer baut der Geschichte ein Haus?“, eine Sendung von Martin Heidinger. Redaktion Elisabeth Nöstlinger.